

Verzeichnis der Kunstdruck-Bilder

	Seite
Der Tag von Neuenegg (1798)	32
Gefecht im Grauholz (1798)	33
Am Gotthard (1861)	64
Die II. Brigade am Nufenenpass (1861)	65
Feldmanöver der Kadetten der Ostschweiz (1856)	128
Zürcher Kadetten aus dem Jahre 1823	129
General H. Dufour	248
Joh. Ulr. von Salis-Soglio	249
Gefecht bei Lunnern (1847)	272
Gefecht bei Geltwil (1847)	273
Oberst Ed. Ziegler von Zürich	288
Oberst Ulrich Ochsenbein von Nidau	289
Die Schweizer Herbstmanöver (1865)	352
Manöver der III. Division (1869)	353
General Herzog	368
Entwaffnung der Bourbaki-Armee (1871)	369
Infanterie auf dem Marsch (1914)	400
Dragoner im Trab (1914)	401
General Ulrich Wille	408
Th. Sprecher von Bernegg	409
Leichte Truppen	416
Soldaten der Fliegertruppe füllen ein Flugzeug mit Brennstoff	416
An der Infanteriekanone	416
Soldaten am Minenwerfer	417

Verzeichnis der farbigen Tafeln

1. Zürcher Milizen um 1800.
2. Standeskompanie der Stadt Bern.
3. Urner Infanterie um 1840.
4. J. Forrer, eidg. Oberst.
5. Luzerner Milizen (Train) 1829—1842.
6. Artillerie-Offizier 1851—1862.
7. Scharfschützen 1862.
8. Genfer Truppen an der Grenze 1871.

I. KAPITEL

Fremde Heere in der Schweiz

Fremde Heere in der Schweiz

Wer unsern Vorfahren Ende der 80er Jahre des XVIII. Jahrhunderts vorausgesagt hätte, in verhältnismässig kurzer Zeit würden Franzosen, Oesterreicher und Russen in unserm Lande Krieg führen, der hätte wenig Glauben gefunden. Ja, eine Auseinandersetzung mit einem Nachbarn, das schien vielleicht einmal möglich zu sein, aber wer sollte Interesse daran haben, ein so friedliches Volk, das seit Jahrhunderten seine selbstgewollte Neutralität bewahrt hatte und sich nicht in fremde Händel mischte, mit Krieg zu überziehen?

Wer aber die Entwicklung im Leben der Völker mit offenen Augen betrachtete, musste erkennen, dass schon seit vielen Jahren auf verschiedenen Gebieten sich Bestrebungen, neue Grundlagen zu schaffen, geltend machten, die gewiss auch im Verhalten der Staaten zueinander zur Auswirkung kommen konnten, und vielleicht sogar im feindlichen Sinne.

Es war auf der Tagsatzung im September 1792. Sie trat unter dem Eindruck eines Ereignisses zusammen, das im ganzen Lande das grösste Aufsehen und Empörung hervorgerufen hatte. Am 10. August waren 400 Schweizer des Garderegiments, darunter 15 Offiziere, infolge der Schwäche des Königs, der Wut des Pariser Pöbels zum Opfer gefallen. Als dann die Nationalversammlung noch diesem feigen Mord ihre Billigung aussprach und die Schweizerregimenter, die in Frankreich standen, entliess, zeigte sich die neue Einstellung der Machthaber in Paris gegenüber der Schweiz deutlich und klar.

Napoleon war als junger Offizier Zeuge der Niedermetzelung gewesen. Als er auf St. Helena in der Verbannung seine Memoiren verfasste, schilderte er den Eindruck, den er erhalten hatte, mit den Worten: « Niemals später hat mir irgendeines meiner Schlachtfelder die Vorstellung so vieler Leichen erweckt, als sie dort die Menge der Schweizer bot. » Und er ist doch auf manchem Schlachtfeld gewesen.

Man hätte erwarten dürfen, dass die Tagsatzung sich zu dem einzig möglichen Entschluss aufgerafft hätte und Frankreich den Krieg erklärte, wenn sie die Ehre des Landes hochhalten wollte. Aber man fürchtete sich vor einem Kriege, obschon ein Waffengang keineswegs von vorneherein aussichtslos war. Die Eidgenossenschaft verfügte über eine grosse Zahl von Offizieren und Mannschaften, die in den Fremdendiensten den Krieg kennengelernt hatten. Geld, Geschütze und Waffen waren reichlich vorhanden, die materiellen Mittel fehlten nicht, während das französische Heerwesen damals in mancher Beziehung grosse Mängel und Schwächen aufwies.

Aber für eine solche kräftige Auffassung von der Würde des Landes waren Mut und Entschlossenheit notwendig. Wohl gab es Männer, wie der Berner Schultheiss von Steiger, die in klarer Erkenntnis der Verhältnisse sich der Verantwortung bewusst waren und unerschrocken dafür eintraten, jetzt keine Schwäche zu zeigen und die Schmach mit dem Schwerte zu rächen.

So schreibt auch der damalige Major von Mutach in seiner « Revolutionsgeschichte der Republik Bern 1789 bis 1815 »: « Die schändliche Ermordung der Schweizergarde am 10. August und 3. September 1792, die Bund- und Capitulationswidrige Abdankung aller Schweizer-Regimenter (20. August 1792), die Propagandistenanschläge und so viele andere öffentliche und geheime Feindseligkeiten hätten eine Kriegserklärung gegen Frankreich vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Die Folgen eines solchen Entschlusses waren freilich unabsehbar; allein,

wenn ein freies Volk die Beschimpfung seiner Ehre nicht mehr rächen darf, so wird, so muss es bald nachher in dem ihm aufgedrungenen Kampfe für sein Dasein fallen. »

Aber Bern war auf der Tagsatzung durch die Friedenspartei vertreten. So wurde beschlossen, an der bisher durch Jahrhunderte betätigten Neutralitätspolitik festzuhalten und die Regimenter aus Frankreich zurückzuberufen. Wenn man aus Schwäche und Bequemlichkeit unbedingt neutral bleiben wollte, dann war allerdings nichts zu machen. Solange eine direkte Bedrohung nicht vorliegt, ist es leicht, neutral zu sein, aber jedenfalls gehört dann dazu, dass der andere damit einverstanden ist. Mit der Erklärung der Neutralität ist es nicht getan, man muss auch den Willen und die Kraft aufbringen, sie durchzuführen.

Ganz wohl muss es den Herren an der Tagsatzung doch nicht gewesen sein, denn sie fügten dem Beschluss, « um die Würde zu wahren », die feierliche Erklärung bei, dass « jeder Angriff mit standhaftem Schweizermut abgewehrt und alle Anstalten getroffen werden sollten, um im Notfall sich mit Leib, Gut und Blut beistehen und die Bundespflicht erfüllen zu können ». Schöne Worte, keine Taten.

Wie war das alles gekommen?

Einsichtige hatten schon lange erkannt, dass die politischen und militärischen Verhältnisse im Laufe der Jahre eine Entwicklung genommen hatten, die das Schlimmste befürchten lassen mussten, wenn die Regierungen vor die Wahl gestellt wurden, kraftvoll zu handeln oder schwächlich nachzugeben. Man wählte das letztere. Die Anhänger der Neutralität um jeden Preis befürchteten, dass bei einer gewaltsamen Auseinandersetzung die « Ungleichheit der eidgenössischen Denkungsart zutage treten » würde, man sprach von der « kleinen Schweiz und ihrer Zerteilung, von ihren mangelhaften Militäreinrichtungen ». Nun war man sich plötzlich bewusst, dass manches nicht war, wie es sein sollte, aber man zog es trotzdem vor, « sich

und das Ausland über die innere Misère des Bundes hinwegzutäuschen ».

So musste es zur Katastrophe kommen. Im allgemeinen wird die Ursache derselben auf alle möglichen schlimmen Verhältnisse zurückgeführt, aber man übersieht, die Entwicklung, welche nach aussen und innen zum Zusammenbruch führte, ohne Voreingenommenheit zu beurteilen. Das allein wird dazu führen, für die heutige Zeit die richtigen Lehren zu ziehen. Es kann sich nicht darum handeln, in alle Details einzugehen, aber wir müssen bestrebt sein, die psychologischen Vorgänge zu verstehen und für uns zu verwerten.

Wenn es in den Feldzügen der Eidgenossen je und je Mühe kostete, möglichst alle Orte zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bringen, so gelang das am Ende doch; denn die Not des einzelnen war ein Grund für die andern, mitzuhelfen, die gemeinsame Gefahr abzuwenden. Bei allen Sonderinteressen ging doch ein einheitlicher Zug durch die Unternehmungen der Eidgenossen, der ihnen bei den Nachbarn Respekt verschaffte. Aber « das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bewusstsein gemeinsamer Aufgaben und Ziele schwand immer mehr ».

So musste es dazu kommen, dass man die allgemeine Gefahr nicht erkannte, als Frankreich sich entschloss, unser Land zu unterwerfen. Ein einsichtiger Zeitgenosse des Unterganges klagt, dass « niemand in diesem Staate ein gemeinsames Vaterland, sondern ein jeder es nur in seiner heimatlichen Wohnung erkannte ».

Das ist zu verstehen, wenn man die politischen Verhältnisse des Landes betrachtet. Da waren in erster Linie die 13 alten Orte, jeder einzelne in seiner Souveränität sozusagen uneingeschränkt, nur mit der Verpflichtung gegenseitiger Hilfeleistung, wobei man sich dann immer noch vorbehalten konnte, den Grad der Gefahr für die Verbündeten selbst zu beurteilen und darnach zu handeln, jedenfalls durften keine eigenen Interessen aufs Spiel gesetzt werden. Dann gab es im « Lande der Freiheit »

Untertanenländer in des Wortes ureigenster Bedeutung, wo die Orte schalten und walten konnten, wie es ihnen beliebte. Ferner hatten die Kantone die « gemeinen Herrschaften oder Vogteien ». « Zugewandte Orte » waren Abt und Stadt St. Gallen, Biel, das Wallis. Mülhausen, Neuenburg, Genf und Graubünden standen im Bündnis mit einzelnen Orten. Und alle diese Verschiedenheiten fanden sich auf dem kleinen Gebiete der damaligen Eidgenossenschaft, deren Bevölkerung auf etwa 1 800 000 Seelen berechnet wurde. Nach Einwohnerzahl — über 400 000 — und Ausdehnung — beinahe zwei Drittel des Landes, stand am Ende des Jahrhunderts an erster Stelle, mit seiner straff organisierten aristokratischen Regierung, Bern, das 50 Vogteien zählte und mit den Herzogtümern Mailand und Württemberg verglichen wurde, daneben die bescheidene Dorf-Republik Gersau mit der nämlichen Selbständigkeit. Wie sollte es möglich sein, bei diesen Verschiedenheiten gemeineidgenössisches Empfinden zu pflegen oder am Ende sogar sich unter einer gemeinsamen Verfassung und einer Bundesregierung zusammenzufinden. Daher fehlte eine gemeinsame Politik; statt bindender Mehrheitsbeschlüsse kam es nur zu Vereinbarungen der Kantone.

Aber abgesehen von diesen mehr äussern Unterschieden hatten sich im Laufe der Zeit die politischen Verhältnisse verschlimmert. Regierende und Regierte waren sich innerlich fremd geworden, sie konnten einander nicht mehr verstehen. Die Teilnahme und das Interesse am öffentlichen Leben nahmen immer mehr ab, dafür sorgten die Regenten und « gnädigen Herren »; denn diese bildeten sozusagen ausschliesslich die Behörden.

Man muss sich vorstellen, welche Folgen daraus entstehen, wenn ein Volk sich nicht mehr um sein eigenes Schicksal — das ist am Ende Politik — bekümmert oder sogar daran gehindert wird. Wir dürfen nicht vergessen, diese Teilnahmslosigkeit der Allgemeinheit war von den Regierenden gewollt und gefördert. Wie sollte es nun

möglich sein, in Zeiten der Gefahr ein Zusammenstehen von Regierenden und Regierten zu erwarten. Die erstern konnten allein nicht Krieg führen, und die letztern wussten nicht, wie sich die Verhältnisse entwickelt hatten und wie gross die Gefahr war. Da erschien die Neutralitätspolitik als sehr bequem, vorausgesetzt, dass die Nachbarn sie anerkannten. Im Grunde genommen war man sich bewusst, was man versäumt hatte, man fand aber den Mut nicht, das einzugestehen und eine neue Bahn zu beschreiten. Diese innere Schwäche musste sich nach aussen auswirken.

Aber nicht nur auf politischem Gebiete (in des Wortes weitester Bedeutung) waren die Verhältnisse nachgerade unhaltbar geworden, sondern ebenso sehr hatte man das Wehrwesen vernachlässigt. Auch hier fehlte naturgemäss, mit Rücksicht auf die Souveränität der einzelnen Orte, jede Einheitlichkeit. Als die Freigrafschaft Burgund, welche zu der Eidgenossenschaft in engen Beziehungen stand und für sie wirtschaftlich wertvoll war, kurzerhand von Frankreich besetzt wurde, raffte sich die Tagsatzung auf und beschloss 1668 das «Eidg. Defensionale» «zu unseres allgemeinen Standes und Vaterlandes notwendiger Beschirmung und erhaltung der von unsern lieben Altfordern so theuer Erworbenen herrlichen Freiheiten». Gegenüber den frühern Verhältnissen war diese Wehrverfassung ein Fortschritt und konnte — in vaterländischem Sinne weitergeführt — die Grundlage zu einer für das ganze Volksleben segensreichen Weiterentwicklung des Wehrwesens werden. Aber eben dieser Einfluss einer einheitlichen militärischen Ausbildung, die ohne weiteres in allen Volkskreisen das Interesse am Wohl und Ergehen der Allgemeinheit fördern musste, passte wohl den Regenten nicht.

In «3 Auszügen» organisierte man eine Streitmacht von 40 000 Mann, 1200 Reitern und 48 Geschützen. An der Spitze stand ein «Kriegsrat», gebildet aus je einer «qualifizierten Standesperson» und einem hohen Offizier

eines jeden Ortes. Dieser Zentralbehörde waren grosse Kompetenzen eingeräumt, sie vertrat im Kriegsfall die Obrigkeiten, konnte Truppen aufbieten, Frieden schliessen und verfügte über die materiellen Mittel des Landes. Vorschriften über Verpflegung, Bewaffnung, Grenzbewachung und Signaldienst (Chuzen) sollten eine stete Kriegsbereitschaft sicherstellen.

1672—74 versammelten sich die Kriegsräte oft und arbeiteten mit Fleiss an der Weiterentwicklung des Wehrwesens, aber leider wurde diese durch die Opposition einzelner Orte verunmöglicht, indem eine höchst unpatriotische Hetze einsetzte.

Im 18. Jahrhundert war von einer weitem einheitlichen Entwicklung des Wehrwesens keine Rede mehr. Das ist begreiflich, wenn man sich erinnert, wie ablehnend die Regierungen gegenüber gemeinsamen Interessen geworden waren. Nun wird man mit Recht auf den fremden Kriegsdienst hinweisen und die Frage aufwerfen, ob nicht diese vortreffliche Schule in der Kriegserfahrung auch für das einheimische Wehrwesen hätte fördernd sein können. Ganz gewiss, und wir wissen, dass in diesem Sinne Bestrebungen vorhanden waren. Tatsächlich aber war der Erfolg derselben sehr gering. In erster Linie entzogen die Fremddienste Tausende der eigenen Armee. Unter Ludwig XIV. dienten noch 42 300 Mann (also nur in Frankreich), unter seinem Nachfolger sank die Zahl auf 31 000, und Ludwig XVI. hatte noch 14 175 Schweizer-soldaten in seinem Solde. Die Ursache des Rückganges ist hauptsächlich darin zu suchen, dass infolge der besser gewordenen wirtschaftlichen Lage viele Leute sich im eigenen Lande durchbringen konnten. Die Schweizer dienten auch in andern Ländern, so waren im Jahre 1787 in Spanien 4808, in Sardinien 2951, in Holland 9800, in Neapel 5834 und beim Papste 345, das sind im ganzen 34 837 Mann, für die damalige Zeit eine stattliche Zahl.

Wenn wir zu diesen die durch das «Defensionale» zu bildende Truppenmacht von rund 42 000 Mann zählen, so

gelangen wir auf etwa 80 000 Mann; vergleichen wir damit die Einwohnerzahl der Schweiz, die, wie erwähnt, auf 1 Million 800 000 geschätzt wird, so zeigt es sich, dass die Wehrfähigkeit nicht voll ausgenützt wurde.

Aber auch in anderer Hinsicht war der Fremddienst dem einheimischen Wehrwesen nicht förderlich. In den Verträgen und Militärkapitulationen, die ihm zugrunde lagen, hatten die Orte sich ausbedungen, dass die fremden Staaten der Eidgenossenschaft bei Gefahr zur Seite stehen sollten; man liess daher gleichsam andere für die Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes sorgen. Das mag recht klug erscheinen, aber man versteht es, wenn daraus der Schluss gezogen wurde, man brauche es nun mit dem eigenen Wehrwesen nicht mehr so ernst zu nehmen und man könne sich Ausgaben und manche Mühe ersparen. Infolgedessen nahmen allgemein der Wehrwillen und die Wehrfähigkeit ab, und es verbreitete sich eine Gleichgültigkeit gegenüber diesen Lebenselementen eines Volkes, das noch etwas auf sich hält, welche die verhängnisvollsten Folgen haben musste, wenn die Gefahr eben doch einmal heraufzog. Ja, für Paraden und andere Veranstaltungen war es bequem, noch eine gewisse militärische Macht zeigen zu können, aber auf die Kriegstüchtigkeit kam es weniger an. Diese für die damalige Zeit bezeichnenden Verhältnisse sollen auch für uns eine Lehre sein. Nicht diejenigen, welche überhaupt gegen jede militärische Betätigung sind, bilden in der Hauptsache die Gefahr für unsern Wehrwillen, denn mit ihnen kann man sich auseinandersetzen, wenn es sein muss hart auf hart, man kennt den Gegner und seine Kampfmethoden. Schlimmer ist die Gleichgültigkeit, die am Ende zugibt, eine gewisse Wehrkraft sei nötig, denn man könne den Worten « wehrlos — ehrlos » eine gewisse Berechtigung nicht absprechen; aber unser so friedliches Volk dürfe nicht zu dem furchterlichen Krieg erzogen werden. Das beste Mittel gegen diese so gefährliche Gleichgültigkeit ist eine richtige Pflege und Förderung des Wehrwesens.

Bei einigen Kantonen wie Bern, Zürich und Luzern war allerdings die Ueberzeugung noch vorhanden, dem Wehrwesen sei trotz allen Verträgen und Zusicherungen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Diese Orte führten auch Verbesserungen, wenn auch mehr organisatorischer Art, ein, aber andern Kantonen, wie Appenzell und Schwyz, waren sogar die Musterungen lästig.

Nach dem Siege bei Villmergen 1712 beauftragte die bernische Regierung eine « Kriegskommission », die soeben gemachten Erfahrungen praktisch zu verwerten und auch fernerhin über die als notwendig erachteten Fortschritte zur Hebung der Wehrmacht zu beraten. Als 1767 der berühmte Reitergeneral Scipio von Lentulus in seiner Vaterstadt Bern einen Urlaub verbrachte, ersuchte ihn die Regierung um ein Gutachten über das bernische Wehrwesen. Dieser Bericht ist noch vorhanden und deckt unnachsichtlich die Mängel desselben auf. Welche Verhältnisse fand er vor?

Mit der Ausbildung stand es schlimm. An 12 Sonntagen im Jahr wurden die Mannschaften durch Trüllmeister in allen möglichen Griffen geübt, aber für den Felddienst fiel nichts ab. Bei den Hauptmusterungen wurde im Bataillonsverbande geübt, aber auch lediglich exerziert. Man kann sich denken, wie es mit der Ausbildung der Offiziere, die nicht in fremden Diensten gewesen waren, stehen musste. Es wurde allerdings im Jahre 1749 ein Professor für Mathematik und Kriegswissenschaften für den Unterricht der Offiziere angestellt, und die Regierung bezahlte für Leute, welche sich im Auslande in der « Artillerie- und Ingenieurkunst » ausbilden wollten, monatliche Stipendien von 50 Franken, wobei aber die Zahl der Bezüger auf 6 beschränkt blieb, aber eine gründliche, allgemeine Ausbildung konnte auch damit kaum erreicht werden. Das erste etwas « moderne » Reglement, das auf der neuern Taktik und dem allgemeinen Gebrauch der Flinte aufgebaut war, kam im Jahre 1740 zur Einführung. Während des Siebenjährigen Krieges

folgte ein neues Reglement, das dem preussischen nachgebildet war.

Es ist zu begreifen, dass der kriegserfahrene Lentulus darauf hinwies, wie diese Trüllerei für den Krieg wenig taue, die Infanterie müsse « gut marschieren, schnell laden und richtig schiessen » können. Nur die Artillerie befriedigte ihn einigermaßen, die Kavallerie war unbrauchbar.

Manches in diesem Gutachten könnte heute geschrieben sein, besonders wo er die militärpsychologischen Verhältnisse zwischen Offizieren und Soldaten schildert, ferner betont er, dass die « Montur » ein Ehrenkleid darstelle, er erhebt die Forderung, dass die verschiedenen Waffen gemeinsam sollen fechten können, dass sich die Jungmannschaft viel mehr als bisher um die militärischen Uebungen kümmern solle, da sie « nur befehlen, aber nicht gehorchen » könne. Auch die Bescheidenheit dieses erfahrenen Soldaten und gewandten Diplomaten ist vorbildlich; verwöhnt von einem Friedrich dem Grossen, gefeiert an Fürstenhöfen, weitgereist, von umfassender allgemeiner und sprachlicher Bildung, diesem Manne war sein kleines Vaterland nicht zu wenig, er liebte es und wünschte, ihm sein Bestes geben zu können.

Und die Wirkung dieses Gutachtens? Die gnädigen Herren mögen sich in verschiedenen Punkten getroffen gefühlt haben, aber bei der Autorität des Verfassers musste seinem Bericht doch etwelche Aufmerksamkeit geschenkt werden. So suchte man auf dieser Grundlage das Wehrwesen zu verbessern.

Es wurde eine Kriegsreserve geschaffen, 500 Geschütze und 30 000 Flinten waren in den Zeughäusern, auch andere Vorräte und Geld waren reichlich vorhanden. Sogar Kranken- und Blessiertenwagen wurden angeschafft.

Ähnlich war es in Zürich. So hatte das XVIII. Jahrhundert für das Wehrwesen in einzelnen Kantonen einige äusserliche Verbesserungen gebracht, allgemeine Einführung der Flinten, Uniformierung und Vermehrung des

Kriegsmaterials. Aber das waren eben nur Aeusserlichkeiten. Die Mahnung einsichtiger Männer wie Lentulus, der Wehrmacht inneres Leben zu verleihen, den Wehrwillen und die Wehrfähigkeit zum allgemeinen Volksgut werden zu lassen, wurde nicht verstanden und nicht befolgt. Johannes von Müller erklärt in seiner Geschichte des Saanenlandes das « Schwinden des militärischen Geistes teilweise aus der Verstimmung des Volksgemütes ».

So kann man sagen, dass die Schwäche der Obrigkeiten die Schuld trug an der Unbehilflichkeit der Mannschaften trotz aller Trüllerei, an der schlechten Disziplin und dem Mangel einer kriegsgemässen Ausbildung. Trotzdem war noch, wie es sich bei den Kämpfen gegen die Franzosen gezeigt hat, kriegerische Tüchtigkeit vorhanden; um so schwerer ist die Schuld der verantwortlichen Behörden, welche diesen Geist vernachlässigt haben.

Der harte Krieg mit allen seinen Folgen musste den Eidgenossen die Augen öffnen über das, was in langen Friedensjahren versäumt worden war; das Elend, die Ohnmacht, die Schmach der Kriegsjahre 1798—1801 sind heute zu wenig bekannt in unserm Volke, man darf sie aber nicht vergessen.

Im Auslande hat man die Entwicklung des schweizerischen Wehrwesens mit Aufmerksamkeit verfolgt und dieses Zurückgehen der kriegerischen Tüchtigkeit beachtet. Als Bonaparte auf seiner Reise nach Rastatt mit Berner Offizieren zusammentraf, spottete er unverhohlen über den Glauben an die Brauchbarkeit dieser Milizen für die Verteidigung des Landes.

Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erkennt man nicht nur die Aengstlichkeit und das Misstrauen der Regierungen, sondern man erhält den Eindruck, dass neben der Scheu vor finanziellen Lasten bei den Behörden eine gewisse Furcht vorhanden war, die Wehrkraft der Untertanen zu fördern.

Wenn darauf hingewiesen wurde, dass der Fremden-

dienst nicht den wünschbaren, fördernden Einfluss auf das Wehrwesen in der Heimat gehabt habe, so wäre es doch unrichtig, wie es etwa geschieht, ihn ohne weiteres als einen grossen Schaden für unser Volk zu bezeichnen. Bei den schlimmen Verhältnissen im eigenen Wehrwesen bildete er doch wenigstens noch eine Schule militärischer Ertüchtigung; der « Söldner » vergass zudem seine Heimat nicht — wie oft gedachte er ihrer in seinen Soldatenliedern. Zudem war der Fremddienst für manchen, der sein Auskommen zu Hause nicht finden konnte, eine harte Notwendigkeit. Als infolge Einführung der Industrie sich in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, ging er zurück. Und endlich haben die Schweizer Regimenter auf fast allen Schlachtfeldern Europas ihrem Lande Ehre gemacht und ihm die Achtung der Nachbarn verschafft.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiete war manches nicht, wie es sein sollte. Es gab Landesteile, in denen zeitweise grosse Armut herrschte, so in der Waadt und besonders in den tessinischen Vogteien. Nicht ohne Grund sagte einmal der österreichische Statthalter Firmian zu dem damaligen Berner Landvogt, der persönlich ein milder Regent war: « Ihr Schweizer würdet verdienen, dass sich der Kaiser aus Mitleid dieses unglücklichen Landes bemächtigte. » Im Jahre 1764 unterstützte Bern über 15 000 Bedürftige, von denen der vierte Teil gänzlich von Almosen lebte. 1770 und 1771 herrschte in der Ostschweiz Hungersnot.

Anderseits suchten die Regierungen diesen Uebelständen nach Möglichkeit abzuhelpen, und vielerorts herrschten Wohlhabenheit und Reichtum, die im Ausland, besonders in Frankreich, gebührend Beachtung fanden. So beschrieb von Weiss, der beim Zusammenbruch Landvogt in der Waadt war, in einer 1793 erschienenen Schrift die Verhältnisse folgendermassen: « Alle die grossen Mächte stecken tief in Schulden und bringen auch ihre Untertanen an den Bettelstab. Aber wir haben Gelder in England,

Deutschland, Frankreich und andern Staaten angelegt. Unsere Schatzkammern sind angefüllt, und nirgends sind wir etwas schuldig. Das Volk weiss von keinem Mangel, und wir sitzen im Wohlstande. » Wenn auch diese Darstellung die Verhältnisse in einem zu günstigen Lichte erscheinen lässt, so ist sie doch bezeichnend für die Beurteilung derselben in den regierenden Kreisen.

Immerhin müssen alle die Bestrebungen zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt anerkannt werden. Weitblickend wurde der Verkehr durch Anlage grosser Strassen erleichtert, auch die Einrichtung der Post entsprach derjenigen der andern Staaten. In der Landwirtschaft war der Getreidebau bis weit in die Berge hinauf verbreitet. Der Kanton Luzern lieferte Getreide für die Urschweiz, Solothurn verkaufte einen Drittel des Ertrages ausser Landes. Im Thurgau blühte der Obstbau. Die Ausfuhr an Wein übertraf die Einfuhr. Es wurden grosse Bodenverbesserungen, z. B. durch den Kanderdurchstich am Thunersee, ins Werk gesetzt. Spitäler sorgten für Kranke und Gebrechliche.

Zu erwähnen ist die Entwicklung der Uhren-, Baumwoll- und Stickindustrie. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass in der Schweiz die Arbeitsschutzgesetzgebung im Gegensatz zu andern Staaten im 18. Jahrhundert weit zurückreicht. Besondere Beachtung wurde den Lohnverhältnissen geschenkt. Im Jahre 1719 hat eine Fabrikordnung Minimallöhne festgesetzt, und seit 1738 bestanden in Basel Vorschriften für den Arbeitslohn. Kein Arbeitgeber durfte die Arbeiter zur Annahme eines geringeren Lohnes als den vereinbarten zwingen. Ende der achtziger Jahre wurden die Posamenter im Baselland gehalten, für verdienstlose Zeiten eine « Armenkasse » ins Leben zu rufen.

So stand die Eidgenossenschaft nach aussen als ein Land da, das jahrhundertlang die Segnungen des Friedens geniessen konnte, die Schrecken eines Krieges nicht er-

lebt hatte — sogar der Dreissigjährige Krieg war an seinen Grenzen vorübergegangen —, das in seiner Satttheit und Wohlhabenheit allen Gefahren gegenüber standhaft zu sein schien. Wer aber genauer zu beobachten wusste, sah, wie morsch innerlich das ganze Gebäude war. Das haben einsichtige Männer erkannt, sie versuchten, die Schäden aufzudecken, sie durch eine Erneuerung der Gesinnung zu beseitigen. So wollte der Verfasser der Schrift «Patriotische Träume» die jungen Eidgenossen, die später in führende Stellungen im Staatsdienst gelangen oder militärische Führer sein sollten, in einem gemeinsamen «Seminar» erziehen lassen, damit die Konfessionen und Kantone auf diese Weise einander nähergebracht würden. 1760 fanden sich in der «Helvetischen Gesellschaft» einige Männer zusammen, die in diesem Sinne des gegenseitigen Verstehens, kräftigen Zusammenschlusses und tatkräftigen Handelns dem Lande dienen wollten, aber die Regierungen begegneten ihnen mit Misstrauen, ob schon die meisten Mitglieder der Gesellschaft aus ihren eigenen Reihen stammten.

In ähnlicher Weise wollten die Männer, welche im Jahre 1779 die «Helvetisch-Mil.-Gesellschaft» ins Leben riefen, wirken. So sehr diese Bestrebungen Anerkennung verdienen, so hatten sie doch keinen durchgreifenden Erfolg. Die Zensur sorgte dafür, dass solche neue Auffassungen von den Lebenselementen des Staates sich nicht zu sehr verbreiten konnten. Immerhin hat Steiner recht, wenn er schreibt: «So wuchs eine junge Generation heran, die mit der Beseitigung kleiner Uebelstände sich nicht begnügen wollte, sondern eine tiefgehende Wiedergeburt des Vaterlandes anstrebte. Auch sie begeisterte sich an gefühlvollen, patriotischen Reden, aber sie verlangte auch die ehrliche, wenn nötig rücksichtslose Tat, damit der kranke Staatskörper zu neuem Leben gesunde.»

Fassen wir diese Ausführungen zusammen, so wird es klar, dass unser Land trotz seines äussern Wohlstandes

mit seiner Zerrissenheit und innern Schwäche einem Ansturm von aussen kaum gewachsen sein konnte, wenn es sich nicht aufraffte.

Fremde Heere in der Schweiz! Ja, sie kamen, diese Heere. Mit dem Ausbruch der Revolution änderten sich die bisher guten Beziehungen zwischen der Schweiz und Frankreich; im Jahre 1792 wurde durch die Besetzung der damals zum Deutschen Reich gehörenden Ajoie und des Juraüberganges der Pierre-Pertuis der Angriff auf unser Land vorbereitet. Im folgenden Jahre sollte dieser nach dem Plane Dumouriez durchgeführt werden. Er wurde aber noch verschoben, da sich die politischen Verhältnisse in Frankreich änderten und die Neutralität der Schweiz augenblicklich vorzuziehen war. Noch war eine Frist gegeben, die Anzeichen der Gefahr mehrten sich; die Bedrohung Basels während der Operationen der Franzosen und Oesterreicher, sowie der Rückzug Moreaus unserer Nordfront entlang verlangten Grenzbesetzungen, und die Ereignisse in Genf zeigten deutlich, wessen man sich von seiten des Nachbarn im Westen zu versehen hatte. Aber auch in anderer Weise wurden die verantwortlichen Regierungen aufmerksam gemacht. Bei den Truppeneingeboten zeigte sich in erschreckender Weise der Mangel eines festen Zusammenhanges unter den Kantonen. Mit welcher Mühe musste Basel, trotzdem es den Truppen in freigebigster Weise entgegenkam, die lieben Miteidgenossen bewegen, diesen gewiss wichtigen Punkt des Landes in sichere Obhut zu nehmen. Zu welcher Anstrengung verstand man sich? Nach langen Verhandlungen brachte man endlich ganze 1300 Mann nach Basel, wo 10 000 nicht zuviel gewesen wären. Und wie erging es Genf? Der Anschlag des Generals Montesquiou gelang allerdings nicht, infolge des rechtzeitigen Eintreffens bernischer und zürcherischer Hilfstruppen, aber man gab es doch am Ende preis; denn wie Vaucher in Genf sagte: «Die Schweiz fürchtete den Krieg ebenso sehr, ja noch stärker als wir selbst.» Dann folgte die Schreckensherrschaft.

Am 4. September 1797 erfolgte unter dem Einfluss Bonapartes der Staatsstreich, welcher die bisher der Schweiz noch einigermaßen wohlwollend gesinnte Regierung durch ein neues Direktorium ersetzte. Man erkannte, welche Gefahr diese Wendung für das Land bedeutete; denn die neuen Machthaber in Paris wollten den Krieg mit der Eidgenossenschaft. Für den zu erwartenden Feldzug gegen Oesterreich war der Besitz dieses Landes von strategisch wichtiger Bedeutung. Operationen in Deutschland und Italien wurden erschwert, wenn sie von einem Gegner, der in der Schweiz stand, flankiert werden konnten und die Verbindungen zwischen den beiden Kriegsschauplätzen damit unterbrochen waren. Zudem war es möglich, wenn man in den Besitz dieses in den Augen des Nachbarn reichen Landes gelangte, über seine materiellen Hilfsmittel zu verfügen, welche Frankreich in seiner Geldverlegenheit gut gebrauchen konnte.

Am 10. Oktober 1797 wurde kurzerhand durch ein Dekret Bonapartes das Veltlin der Cisalpinischen Republik einverleibt, ohne dass sich in der Eidgenossenschaft jemand besonders aufregte oder auch nur an ein Truppenaufgebot dachte. Wer erwartet hätte, die Kantone würden sich angesichts der drohenden und erkannten Gefahr zusammenschliessen und ihr mit vereinten Kräften entgegenreten, musste sich getäuscht sehen. Je mehr Forderungen Frankreich stellte, desto nachgiebiger waren die Regierungen, und je mehr die Bevölkerung aufgewiegelt wurde, desto ängstlicher wurden die Regenten. Man suchte mit Nachgeben den Gegner, dessen Absichten doch erkannt waren, zu besänftigen und davon abzubringen.

Die Einstellung Bonapartes zu der Schweiz zeigte sich deutlich bei seiner bekannten Durchreise durch unser Land nach dem Frieden von Campoformio (Oktober 1797) nach Rastatt, zu Unterhandlungen mit dem Deutschen Reiche. In der Waadt und in Basel liess er sich feiern, Bern mied er. Und am 8. Dezember 1797 äusserte er sich,

«dass die Axt an die Wurzeln der schweizerischen Aristokratien gelegt sei».

Eine Woche später besetzten französische Truppen Biel und waren so nur noch einen Tagemarsch von Bern entfernt. Nun traf man endlich Abwehrmassnahmen. Es wurden Truppen aufgeboden, aber der Gegner verstand es, die Regenten in Bern zu beruhigen, die Truppenzahl wurde wieder herabgesetzt. Bei diesem Verhalten war es nicht zu verwundern, dass die andern Kantone, als Bern sie immerhin zum Aufsehen mahnte, sich mit «nichtssagenden Versicherungen von Treue und Freundschaft» begnügten.

Am 25. Januar 1798 — als der Gegner eigentlich schon im Lande war — trat in Aarau die Tagsatzung zusammen. Welche Stimmung herrschte, kann am besten aus der von dem Präsidenten der Versammlung, David von Wyss, geäusserten Meinung ersehen werden, es «sei besser zu versuchen, gar nicht unterzugehen, als mit Ehren unterzugehen». Mit einer solchen Gesinnung war allerdings das Vaterland nicht zu retten. Auch die «schönen Reden» und die feierliche Erneuerung des Bundesschwures konnten nicht mehr helfen. Ja, der Frieden um jeden Preis, Besseres konnte sich der Gegner nicht wünschen.

Noch war es möglich, durch rasches Handeln dem Feinde zuvorzukommen; denn die Versammlung der französischen Truppenkorps war noch nicht beendet. Am 28. Januar erfolgte die Mobilisation, bald standen 20 000 Mann bereit. Mit dieser Streitmacht war Bern den französischen Kräften überlegen. Sie reichten aus, sowohl den zunächststehenden Feind in Biel anzugreifen und in den Jura zurückzuwerfen, als auch gegen die Franzosen in der Waadt zu marschieren. Wollte man diesen «Zweifrontenkrieg» vermeiden, um nicht zuviel aufs Spiel zu setzen, so war es doch möglich, unter genügender Sicherung nach der einen Seite, mit den Hauptkräften in der andern Richtung anzugreifen. Die feindlichen Angriffsrichtungen — von Nordwesten und Südwesten — waren leicht

ersichtlich und auch über die Stärke der Franzosen konnte man sich genügend Meldungen verschaffen.

Aber dazu war ein Entschluss nötig, den ein überlegener Führer durchführen sollte. Wer an die Zerfahrenheit und Schwäche der Regierung denkt, erkennt, dass beides nicht vorhanden war. Bezeichnend für die Auffassung, welche bei den verantwortlichen Männern damals herrschte, waren die Ereignisse im Aargau anfangs Februar 1798. Hier war nach dem Schluss der Tagsatzung die Erhebung gegen Bern erfolgt. Die Gegenmassnahmen Berns bestanden lediglich in der Absendung eines « Oberkommissärs ». Anders der Kommandant im Oberaargau, Oberst von Büren. Ohne zuerst in Bern die Ermächtigung einzuholen, vereinigte er die zur Verfügung stehenden Truppen, zog auf eigene Verantwortung, unterstützt durch treugebliebene Landleute, rasch entschlossen nach Aarau und machte kurzerhand Ordnung, so auch in Zofingen und Aarburg. Wenn von Büren geglaubt hatte, seine einfache Pflicht erfüllt zu haben und dafür wenigstens nicht getadelt zu werden, irrte er sich; denn er erhielt von dem bernischen Kriegsrat einen Tadel, « weil er ohne höhern Befehl in den Unteraargau marschiert sei ». Nicht genug damit, die Regierung fand es auch für angezeigt, sich bei dem Vertreter Frankreichs für diese Eigenmächtigkeit des Berner Offiziers zu entschuldigen. Und dieser nämliche Kriegsrat sollte dem zum Kommandanten der bernischen Kriegsmacht ernannten General von Erlach zur Seite stehen. Das war das sicherste Mittel, den Untergang zu beschleunigen. Jetzt konnte es sich nicht mehr darum handeln, dass möglichst viele Meinungen und Ansichten für die Verwendung der Truppen zur Geltung kamen, wobei sich der einzelne unter Umständen der Verantwortung entziehen konnte, sondern diese musste uneingeschränkt einem mit diktatorischen Vollmachten versehenen Kommandanten der Armee übertragen werden. Wenn man sich dann noch entschliessen konnte, dem General auch die politische Führung anzuvertrauen, die in diesem Zeitpunkt

hauptsächlich in Unterhandlungen mit den feindlichen Heerführern und den Miteidgenossen bestanden, so wäre eine solche Massnahme nur von Vorteil gewesen. Es würde dann kaum vorgekommen sein, dass die Regierung dem Adjutanten Brunet gestattete, über das eigene Gebiet die Verbindung mit Schauenburg in Biel aufzunehmen und Erkundigungen vorzunehmen. Ohne Zweifel war von Erlach in der Lage — in erster Linie vom militärischen Standpunkte aus betrachtet — die Verteidigung des Landes zu übernehmen. Er hatte jahrelang in einem französischen Kavallerieregiment gedient, kannte den « Kriegsschauplatz » sowie die Leistungsfähigkeit der eigenen Truppen und konnte auf ihr Vertrauen rechnen. Wenn auch die anmarschierenden Truppen des revolutionären Frankreich anders geartet sein mochten als die königliche Armee, in der er gedient hatte, so konnte er doch den Gegner beurteilen. « Ritterlicher Sinn und Geist erfüllte ihn; edel in Wort und Tat, war er ohne Furcht und Tadel. » Auch die politische Führung hätte ihm übertragen werden können.

Es ist zudem nicht ausser acht zu lassen, dass die unter die Waffengerufenen Berner Truppen dem Gegner zahlenmässig überlegen waren, und was sie bei allen Mängeln der Ausbildung unter richtiger Führung leisten konnten, zeigten einzelne Kämpfe und besonders der Tag von Neuenegg.

So darf die Lage Berns, äusserlich betrachtet, keineswegs als hoffnungslos bezeichnet werden. Wenn trotzdem die Katastrophe mit aller Wucht hereinbrach, so trug die innere Zersetzung die Schuld daran. Statt getragen von dem tatkräftigen Abwehrwillen von Regierung, Volk und Armee, muss von Erlach sich gefallen lassen, dass seine Massnahmen und Absichten von Unberufenen durchkreuzt werden. Schon der Aufmarsch der Streitkräfte erfolgte nach den Anordnungen des Kriegsrates, dessen Unfähigkeit, die Lage richtig zu erkennen, in dem Tadel gegenüber Oberst v. Büren in erschreckender Weise zutage

trat. Im Gegensatz zu dem Willen des verantwortlichen Generals wurden die 20 000 Mann möglichst auseinandergerissen, ohne Plan und Ueberlegung mutete man den Truppen ermüdende Märsche zu und erreichte so, dass die anfangs besonders bei den Offizieren, aber auch im allgemeinen bei den Mannschaften noch vorhandene gute Stimmung verlorenging und Erbitterung und Enttäuschung um sich griffen. Dazu kam, dass die Regierung in kopflöser Verblendung die Gefahr nicht einsehen wollte und durch Verhandlungen mit dem Gegner zu erreichen suchte, was nur mit dem Schwerte entschieden werden musste. So konnte der Feind in aller Ruhe ungestört seine Kräfte versammeln, sie ohne besondere Anstrengung heranbringen, ohne Entscheidungsschlacht, mit einigen Gefechten in kurzer Zeit das stolze Bern unterwerfen.

Man kann sagen, so war der Krieg infolge der Unfähigkeit, Verständnislosigkeit für die tatsächlichen Verhältnisse und der Feigheit der Regierung verloren, bevor er recht begonnen hatte. Da war es zu verstehen, wenn Erlach die Lage nicht mehr meistern konnte. Zu dem allem passte das Verhalten der « treuen Bundesbrüder ». Es war keine Rede von einem raschen Heranführen der Hilfstruppen und einem rücksichtslosen Einsatz derselben an Seite der Berner, in der Erkenntnis, dass mit ihrer Niederlage auch die Unterwerfung der übrigen Schweiz besiegelt sei. Weit entfernt davon. Man stellte Bedingungen auf, unter denen man « mitmachen » würde, gewisse Linien wollte man nicht überschreiten, an einem angriffsweisen Vorgehen nicht teilnehmen, ebensowenig die Waadt verteidigen helfen, mit einem Worte, man suchte sich die Hilfeleistung möglichst bequem und gefahrlos zu gestalten.

Man hat darauf hingewiesen, dass von Erlach « nicht die energische Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit der Regierung und dem Kriegsrat gegenüber » besessen habe, aber mit Recht wird betont, dass die Aufgabe, der

Lage Herr zu werden, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu lösen war.

Mit der Unterwerfung Berns war auch das Schicksal der ganzen Eidgenossenschaft besiegelt; denn von einer einheitlichen Fortsetzung des Widerstandes konnte keine Rede mehr sein. Die Franzosen besetzten aber nicht nur das Land, sondern änderten rasch auch die politischen Verhältnisse. Nachdem man auf die ursprüngliche Absicht, die Schweiz einfach aufzulösen, verzichtet hatte, wurde ihr eine einheitliche Verfassung aufgezwungen, die möglichst gründlich mit dem Althergebrachten aufräumen sollte. Die « Helvetik » brachte eine straff organisierte Zentralregierung; schon 5 Wochen nach dem Einzug der Franzosen in Bern traten die neuen, gesetzgebenden Räte zusammen, einige Tage später wurden die Direktoren gewählt.

Die Besetzung war zu einer verschleierten Annektierung geworden. Nun konnte der Befehlshaber der französischen Armee frei über die Hilfsmittel des Landes verfügen. Zutreffend sagt Oechsli: « Die Schweizer sollten alsbald in der demütigendsten Weise erfahren, dass fortan ein fremder Wille über sie verfügte, dass eine fremde Macht die Hilfsquellen ihres Landes schonungslos auszubeuten entschlossen war, dass ihr politisches Dasein überhaupt von jeder Laune fremder Gewalthaber abhing. »

Als es sich darum handelte, der neuen Verfassung im ganzen Lande Geltung zu verschaffen, stiess man in der Ostschweiz und in den Urkantonen auf Widerstand. Da die helvetische Regierung keine Machtmittel zur Verfügung hatte, um in diesen Landesteilen die Anerkennung der Helvetik herbeizuführen, musste sie die Hilfe der fremden Truppen in Anspruch nehmen. Das war nun eine weitere traurige Folge der Schwäche und Zerfahrenheit, dass die Landesregierung gegen die eigenen Volksgenossen fremde Streitkräfte in Bewegung setzte.

Auch jetzt kam es nicht zu einer einheitlichen Abwehr. Das war bei der vorhandenen Einstellung der Orte zu-

einander zu erwarten. Man kann nicht jahrzehntelang das Wehrwesen vernachlässigen, nur für sich sorgen wollen, sich nicht um die Nachbarn kümmern, und dann plötzlich wie ein Mann sich erheben. So hat auch jetzt wieder der Mangel an wahrhaft eidgenössischer Gesinnung die Grundlage zum spätern Misserfolg gelegt. Was nützten die eifrigen Vorbereitungen, das Herrichten von Waffen und die Anlage von allen möglichen Verteidigungsmassnahmen, wenn diese nicht nach einheitlichem Plan getroffen wurden. So wollten verschiedene Kantone ihre Truppen die Grenze nicht überschreiten lassen, St. Gallen und Appenzell verweigerten den Urkantonen die Hilfeleistung. Das Rheintal sandte nur Kriegsräte, die kaum viel nützen konnten. Sogar Uri zog es vor, seine Hauptkräfte im Lande zu behalten.

So fanden sich eigentlich nur Schwyz, Unterwalden und Glarus, sowie die benachbarten Landschaften Uznach, Gaster, die March, Rapperswil und Zug zusammen. Aber auch diese Kontingente waren selbstverständlich nur eine zusammengestellte Truppe, die nicht einheitlich ausgebildet und miteinander eingespielt war. Und doch hatte man den Vorteil, in Reding einen Führer zu besitzen, der trotz seiner nur 33 Jahre über Kriegserfahrung verfügte und seinem Charakter nach befähigt war, an die schwierige Aufgabe heranzutreten und sich Geltung zu verschaffen.

Es wird etwa auf die Nutzlosigkeit dieser Erhebung hingewiesen. Vom rein militärischen Standpunkt aus kann man das Unternehmen nicht von vorneherein als aussichtslos bezeichnen. Trotzdem Reding nur auf die Streitkräfte von Schwyz und die Nachbargebiete angewiesen war, brachte er doch über 10 000 Mann zusammen. Gegen diese konnten die Franzosen nicht mehr als 12 000 Mann einsetzen, allerdings eine kampfsgeübte Truppe, mit Reiterei und Artillerie. Wenn es aber gelang, die Aktionen auch in andere Gebiete zu verlegen, so war es bei der gegen die Franzosen erbitterten Stimmung der Bevölke-



5. März 1798: Der Tag von Neuenegg.
«Die Schlacht gewonnen, das Vaterland verloren.»

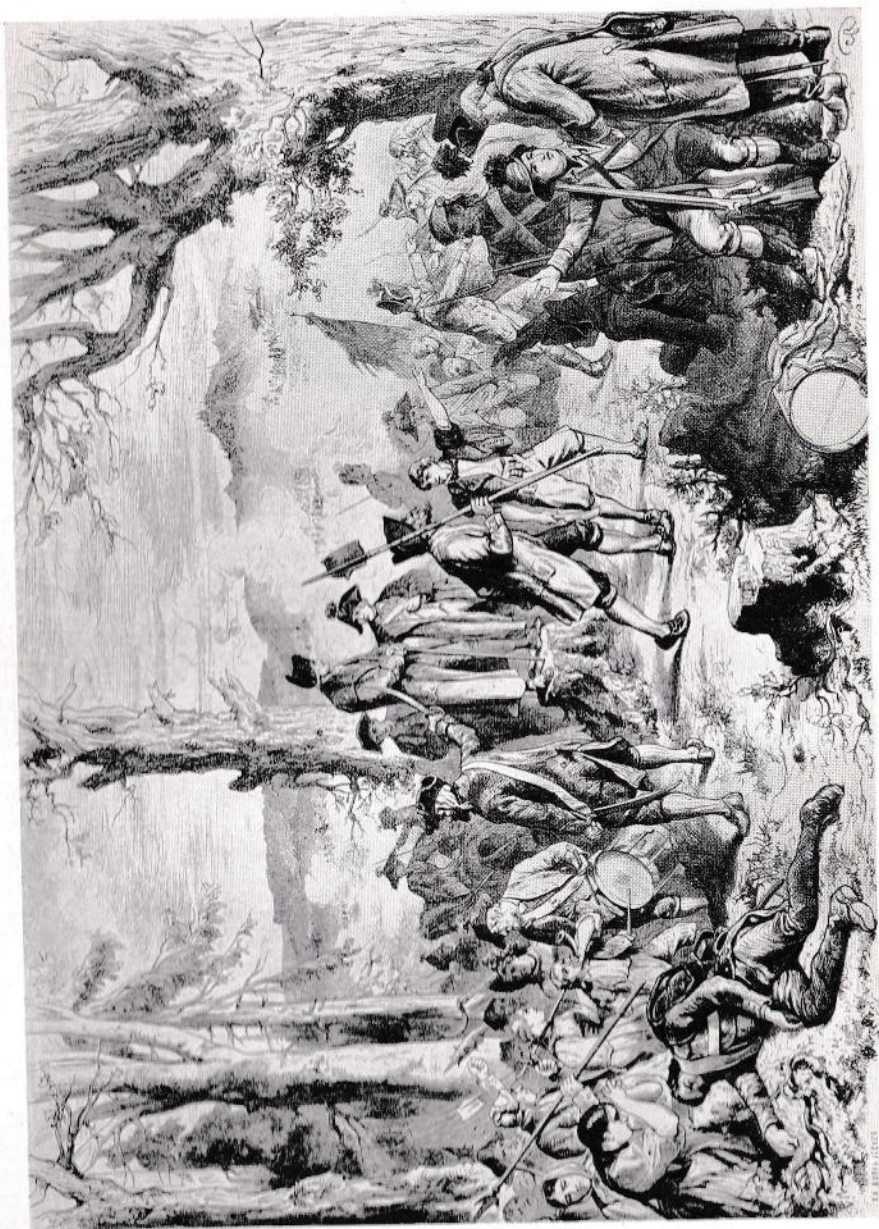
einander zu erwarten. Man kann nicht jahrzehntelang das Wehrwesen vernachlässigen, nur für sich sorgen wollen, sich nicht um die Nachbarn kümmern, und dann plötzlich wie ein Mann sich erheben. So hat auch jetzt wieder der Mangel an wahrhaft eidgenössischer Gesinnung die Grundlage zum spätern Misserfolg gelegt. Was nützten die eifrigen Vorbereitungen, das Herrichten von Waffen und die Anlage von allen möglichen Verteidigungsmassnahmen, wenn diese nicht nach einheitlichem Plan getroffen wurden. So wollten verschiedene Kantone ihre Truppen die Grenze nicht überschreiten lassen, St. Gallen und Appenzell verweigerten den Urkantonen die Hilfeleistung. Das Rheintal sandte nur Kriegsräte, die kaum viel nützen konnten. Sogar Uri zog es vor, seine Hauptkräfte im Lande zu behalten.

So fanden sich eigentlich nur Schwyz, Unterwalden und Glarus, sowie die benachbarten Landschaften Uznach, Gaster, die March, Rapperswil und Zug zusammen. Aber auch diese Kontingente waren selbstverständlich nur eine zusammengestellte Truppe, die nicht einheitlich ausgebildet und miteinander eingespielt war. Und doch hatte man den Vorteil, in Reding einen Führer zu besitzen, der trotz seiner nur 33 Jahre über Kriegserfahrung verfügte und seinem Charakter nach befähigt war, an die schwierige Aufgabe heranzutreten und sich Geltung zu verschaffen.

Es wird etwa auf die Nutzlosigkeit dieser Erhebung hingewiesen. Vom rein militärischen Standpunkt aus kann man das Unternehmen nicht von vorneherein als aussichtslos bezeichnen. Trotzdem Reding nur auf die Streitkräfte von Schwyz und die Nachbargebiete angewiesen war, brachte er doch über 10 000 Mann zusammen. Gegen diese konnten die Franzosen nicht mehr als 12 000 Mann einsetzen, allerdings eine kampfgewöhnte Truppe, mit Reiterei und Artillerie. Wenn es aber gelang, die Aktionen auch in andere Gebiete zu verlegen, so war es bei der gegen die Franzosen erbitterten Stimmung der Bevölke-



5. März 1798: Der Tag von Neuenegg.
„Die Schlacht gewonnen das Vaterland verloren“



Der letzte Tag des alten Bern — Gefecht im Grauholz, 6. März 1798.
Auf dem Baumstumpf Schultzeiss Steiger.

Waltherd.

rung unter Umständen möglich, Zuzug zu erhalten. Die Grundbedingung war aber ein einheitliches, gut vorbereitetes Vorgehen.

Mit Recht entschloss sich Reding, den Feind nicht im Lande zu erwarten, sondern ihn anzugreifen, bevor er heranmarschiert war; leider war die Ausführung nicht zweckentsprechend. Auf der Front vom Zürichsee bis zum Brünig sollte der Angriff in vier Kolonnen durchgeführt werden. Der Mangel am Zusammenwirken derselben und die Gegenmassnahmen Schauenburgs hatten bald das Aufgeben des Angriffs und Beschränkung auf die Verteidigung zur Folge.

Die weitem Ereignisse sind bekannt. Nach tapferstem, heldenmütigem Widerstand unterwarf sich Schwyz der neuen Verfassung am 4. Mai 1798. Sozusagen auf den gleichen Tag brach die Erhebung der Oberwalliser los, und einige Monate später, im September, folgten die Nidwaldner. Das zeigt so recht die Zerrissenheit der damaligen Eidgenossenschaft. Zuerst schauen die Innerschweizer mehr oder weniger zu, wie Bern verloren geht, man beschränkt sich auf Zusicherungen der Anhänglichkeit an das schwer betroffene Bundesglied, man bedauert seinen Untergang; durch «kluges» Nachgeben sucht man dem gleichen Schicksal zu entgehen und die Besetzung durch fremde Truppen möglichst zu vermeiden; denn diese sieht wenig nach der verheissenen «Befreiung» aus. Dann besinnt man sich, dass für ein Volk noch andere Werte vorhanden sind als «Nützlichkeit» und «Vorteile», dass es auch eine Ehre hat, für welche es Gut und Blut einsetzen soll. Vergewärtigen wir uns einmal folgende Tatsachen und betrachten sie als Gesamtheit:

Am 5. März werfen 2300 Berner Milizen bei Neuenegg trotz heftigstem Kartätschenfeuer mit sicherem Schuss und in entschlossenem Angriff 6000 kampfgewübte Gegner über den Haufen;

am 2. Mai versucht die Brigade Jordy umsonst, mit Uebermacht den hartnäckigen Widerstand der Schwyzer

am Morgartenberg zu brechen, und bei Rothenthurm wird im entscheidenden Augenblick durch einen kraftvollen Gegenstoss dem Gegner der scheinbar sichere Erfolg entrisen und ihm eine Niederlage bereitet;

im Herbst zögern 1600 Nidwaldner nicht, mit wahrem Heldenmut den Kampf gegen 10 000 Feinde aufzunehmen und führen ihn in einer Weise durch, dass General Schauenburg «den 9. September als einen der heissesten Tage seines Lebens bezeichnet»; erinnern wir uns an die zahlreichen Heldentaten einzelner und kleiner Abteilungen, dann zeigt sich mit aller Deutlichkeit, was geleistet werden konnte, wenn dieser im Volke vorhandene Wehrwille in harter Friedensarbeit gepflegt und das Wehrwesen auf der Höhe der Zeit gehalten wurde, so dass man jedem Gegner mit vereinter Kraft entgegentreten konnte.

Wie wir gesehen haben, war dies leider nicht der Fall. Es ist unsere hohe Pflicht, die Lehren aus dieser schweren Zeit der Geschichte unseres Volkes stets vor Augen zu halten und zu beherzigen. Man wende nicht ein, dass der Zusammenbruch trotz tapferer Gegenwehr infolge der politisch zerrütteten Verhältnisse doch habe kommen müssen. Das beste Mittel gegen die innere Zersetzung wäre ohne Zweifel eine Wehrmacht gewesen, die mit dem ganzen Volk verwachsen, den Willen zum Dienen und zur Hingabe für das Gesamtwohl stets gepflegt und gefördert hätte, in der sich alle Schichten und Stände zusammenfanden und das Gemeinsame allen Sonderinteressen voranstellten, die nach einheitlichen Grundsätzen ausgebildet durch Schaffung ethischer Werte der inneren und äusseren Ertüchtigung des Volkes grosse Dienste hätte leisten können und sich die Achtung der Nachbarn verschaffte.

Kehren wir zu den Ereignissen zurück. General Brune hatte bei seinem Vormarsche auf Bern eine Proklamation erlassen, «er komme nicht als Eroberer, sondern als Freund der Söhne Tells». «Die französische Republik will sich nichts aneignen von alledem, was der helvetischen Eidgenossenschaft gehört, weder Ehrgeiz noch Hab-

gier werden den Schritt entehren, den ich heute in ihrem Namen tue. Ferne sei von euch jede Sorge um eure persönliche Sicherheit, um euer Eigentum, euren Kultus, um eure politische Unabhängigkeit, um die Integrität eures Gebietes. Die französische Regierung verbürgt sie euch.»

Das waren schöne Worte, denen aber das tatsächliche Verhalten dieser «Freunde Tells» sehr wenig entsprach; denn es zeigte sich bald, dass die Besetzung des Landes keine so harmlose Sache war. Besonders aber widersprach den schönen Worten das Vorgehen der neuen Herren, als sie sich der materiellen Hilfsmittel bemächtigten. Nach welchen Grundsätzen dies erfolgen sollte, zeigt der Erlass vom 8. April 1798 des französischen Finanzagenten Rouhière, der kurzerhand im Gegensatz zu Brune erklärte: «Es ist nur vollkommen gerecht, dass Frankreich sogleich für die hohen Kosten entschädigt werde, die durch Entsendung einer Armee verursacht worden sind, die dazu bestimmt war, die Freunde der Freiheit zu beschützen.»

Man muss es den Franzosen zugeben, sie haben gründliche Arbeit geleistet. Zunächst galt es, aus dem als wohlhabend, ja als reich geschilderten Lande möglichst viel Geld auszupressen. In 5 Tagen hatten Bern, Zürich, Luzern, Freiburg und Solothurn 3 Millionen zu bezahlen, in 3 Monaten sollten in 4 Raten 12 weitere folgen. Nun hatten allerdings nur die begüterten Familien diese Steuer zu entrichten. Aber mit Recht wird darauf hingewiesen, dass «der grösste Teil dieser Vermögen in Liegenschaften, Mobiliar und Schuldbriefen bestand. Um bares Geld zu erhalten, waren die Besitzer genötigt, ihre Schuldbriefe zu kündigen, was wiederum die Briefschuldner, die Bauern und kleine Leute waren, in grosse Bedrängnis brachte.»

In Luzern musste eine Anzahl Familien je 30 000 bis 60 000 Fr. bezahlen, in Freiburg jeder Betroffene das Dreifache seines Einkommens pro Jahr mit 17% Zuschlag entrichten. Um diese Summen aufzubringen, mussten sie Darlehen aufnehmen. Obschon sie 12%, ja bis 25% Zins anboten, konnten sie da Geld nicht aufbringen. Da war

es klar, dass Schmucksachen, Silbergeschirr und andere wertvolle Gegenstände in Geld umgesetzt werden mussten.

Nicht weniger reich durfte nach Ansicht der Franzosen die Ernte bei den verschiedenen Staatskassen ausfallen. Das helvetische Direktorium versiegelte zwar die Gewölbe, in der richtigen Erkenntnis, dass der neue Staat auch Mittel benötige. Trotz aller Vorstellungen und Bitten beschlagnahmte Rouhière diese Gelder. In Bern allein fand man 10 Millionen, von denen aber bezeichnenderweise nur 8 nach Paris gelangten, die andern blieben im Lande, d. h. in den Taschen der französischen Agenten.

Eine wertvolle Beute fiel auch im Zeughaus in die Hände der Franzosen, die 431 Geschütze, 23 000 Gewehre, 10 000 Karabiner mit dem nötigen Munitionsvorrat konnten sie sehr gut für die eigene Armee verwenden. Willkommen waren ferner die grossen Wein- und Salzvorräte. Der Wert der letzteren und des verlorenen Kriegsmaterials wird auf weitere 8 Millionen Franken berechnet. Dazu kamen im März und April u. a. die Lieferung von 500 000 kg Brot, 183 000 kg Fleisch, 50 000 Rationen Hafer, 433 000 l Wein, 4000 Pferde usw. an die französischen « Befreier », abgesehen von Lebensmitteln und Fournage, welche sie mit Gewalt eintrieben. Ähnlich erging es den andern Kantonen, wenn auch die Beute weniger gross war.

Schon das Aufbringen der zwei Fünftel der verlangten Kontribution verursachte solche Mühe, dass das französische Direktorium auf den Rest verzichtete; es machte sich aber auf andere Weise bezahlt. Unter dem Vorwande, dass bei einer Räumung der Schweiz mit Hilfe der Oesterreicher wieder die alten Verhältnisse hergestellt würden, erklärte Frankreich, seine Truppen müssten das Land auch ferner besetzt halten, und zwar natürlich auf Kosten desselben. Das bedeutete für die einzelnen wie für die Gemeinden und die Regierung schwere Lasten. Die Soldaten erhielten ihren Sold aus den erhobenen Kontributionen, sie wurden bei den Einwohnern einquartiert, welche für

Unterkunft und Zubereitung der Verpflegung zu sorgen hatten. Dabei kam es zu Gewalttätigkeiten. Rücksichtslos nahm man den Bauern, was sie besaßen, so dass viele ihren Viehbestand aus Mangel an Futter schlachten mussten. « Es kam vor, dass Bauern mit ihrer Familie den Pflug zum Umackern ihres Feldes selbst ziehen mussten. » Für den Rück- und Nachschub der Armee wurden die Wagen und Pferde requiriert, welche öfters nicht mehr zu ihrem Besitzer zurückkehrten. Ferner hatten die Behörden grosse Magazine einzurichten, die stets die nötigen Vorräte aufweisen mussten. Die etwa ausgestellten Gutscheine hatten wenig Wert, denn sie lauteten auf die noch nicht bezahlten Kontributionen. Rouhière erklärte dem Direktorium, « es sei der Wille der fränkischen Regierung, dass die französischen Truppen, wo sie seien, stehend oder reisend, im Korps oder einzeln, auf Unkosten der Einwohner leben müssen. » Man kann sich vorstellen, was das für Ortschaften, die an den grossen Strassen lagen, bedeutete. Lenzburg z. B. musste vom März bis November 1798 im ganzen 70 000 Mann unterhalten. Eine besondere Landplage waren die marodierenden Abteilungen, die sich jede denkbare Brutalität und Grausamkeit gegenüber der wehrlosen Bevölkerung herausnahmen.

Am 17. September 1798 schrieb Rouhière nach Paris: « Während mehr als 8 Monaten haben wir uns selbst erhalten; die Kavallerie ist neu beritten, die ganze Armee (im August waren es 30 000 Mann gewesen) ist genährt, gekleidet, besoldet, ohne dass es die Republik einen Heller gekostet hat; sie kann sich sogar noch eine Zeitlang weiter erhalten. Man konnte auch noch von dem in der Schweiz konfiszierten Geld 3 Millionen Bonaparte für seine Unternehmung nach Aegypten und 1,9 Millionen für die Armee in Italien senden. »

Wie unbeschränkt Frankreich in unserm Lande gebot, zeigt sich, als sein Vertreter verlangte, dass zwei Mitglieder des Direktoriums (unserm heutigen Bundesrate

entsprechend), welche zu wenig gefügig erschienen, durch andere ersetzt werden mussten. Ferner wurde die helvetische Regierung gezwungen, am 19. August 1798 mit Frankreich eine Offensiv- und Defensivallianz zu unterzeichnen, welche u. a. für den Fall kriegserischer Verwicklungen ein Hilfskorps von 18 000 Mann zur Verstärkung der französischen Armee in der Schweiz verlangte. Alle Bemühungen des Direktoriums, sich noch einen Rest von Selbständigkeit zu wahren, wurden mit dem Hinweis beantwortet, dass die Schweiz, wenn der Vertrag nicht zustande komme, Frankreich einverleibt werde. Der geheime Zusatzartikel, in welchem Frankreich versprach, seine Besatzungstruppen herabzusetzen und innerhalb 3 Monaten das Land zu räumen, kam nicht zur Ausführung, da sich die allgemeine politische Lage änderte, indem im Herbst sich Oesterreich, Russland, England, Neapel, Portugal und die Türkei zu der 2. Koalition gegen Frankreich zusammengeschlossen und so ein neuer Krieg in Aussicht stand.

Jetzt zeigte sich die völlige Machtlosigkeit der Schweiz. Von einem selbständigen Handeln zum Schutze des Landes konnte keine Rede sein. Wohl versuchte das Direktorium eine dem Einheitsstaat entsprechende Wehrmacht zu bilden, aber bei dem starken Misstrauen des Volkes, dem Mangel an Kriegsmaterial jeder Art und dem Fehlen der dazu nötigen Geldmittel konnten diese Bestrebungen keinen Erfolg haben. Die allgemeine militärische Lage liess zudem voraussehen, dass die feindlichen Heere auch in unserem Lande Krieg führen würden. Denn der Besitz desselben musste bei den Operationen in Oberitalien und in Süddeutschland von entscheidender Bedeutung sein.

Wenn die bisherige Besetzung durch die Franzosen dem Lande schweren Schaden zugefügt und grosse Lasten auferlegt hatte, so haben sie doch, nachdem alle Forderungen erfüllt waren, etwas eingelenkt, indem die französischen Machthaber mit den Behörden anständiger verkehrten und eine bessere Disziplin durchführten. Aber dieses Nachlassen geschah sicher nicht aus Freundschaft,

sondern die Franzosen sagten sich einfach, am Ende könne man das Volk nicht zum Aeussersten treiben, und wenn man voraussichtlich das Land zu militärischen Aktionen gebrauchen wollte, so konnten diese aufs schwerste gefährdet werden, wenn alle Hilfsquellen vernichtet waren und die Bevölkerung in ihrer verzweifelten Stimmung dem Feinde Vorschub leistete.

Eine noch so drückende Besetzung ist nicht so verhängnisvoll, als wenn im Lande Krieg geführt wird. Dessen waren sich Regierung und Volk bewusst, als Anfang März die Operationen begannen. Man kann daher denken, mit welchen Besorgnissen man dem Verlauf derselben entgegenseh, in dem Bewusstsein, machtlos die Schrecken eines Krieges über sich ergehen lassen zu müssen, und zwar betraf es dieses Mal Gebiete, die bis jetzt weniger gelitten hatten.

Der Krieg begann am 6. März 1799 — ein Jahr nach Neuenegg und Grauholz, was war alles in diesem kurzen Zeitraum über Land und Volk gegangen — mit dem Angriff Massenas, dem Nachfolger Schauenburgs, auf Graubünden, der von Westen und Süden durchgeführt wurde und einen raschen Erfolg hatte. Die 8000 Oesterreicher, die mit den Hauptkräften in der Linie Reichenau—Chur—Maienfeld—Luziensteig standen, wurden zum grössten Teil gefangengenommen, und General Lecourbe konnte, ohne dass der mit überlegenen Streitkräften im Tirol stehende österreichische General Bellegarde ihn gehindert hätte, bis nach dem Unterengadin vorrücken.

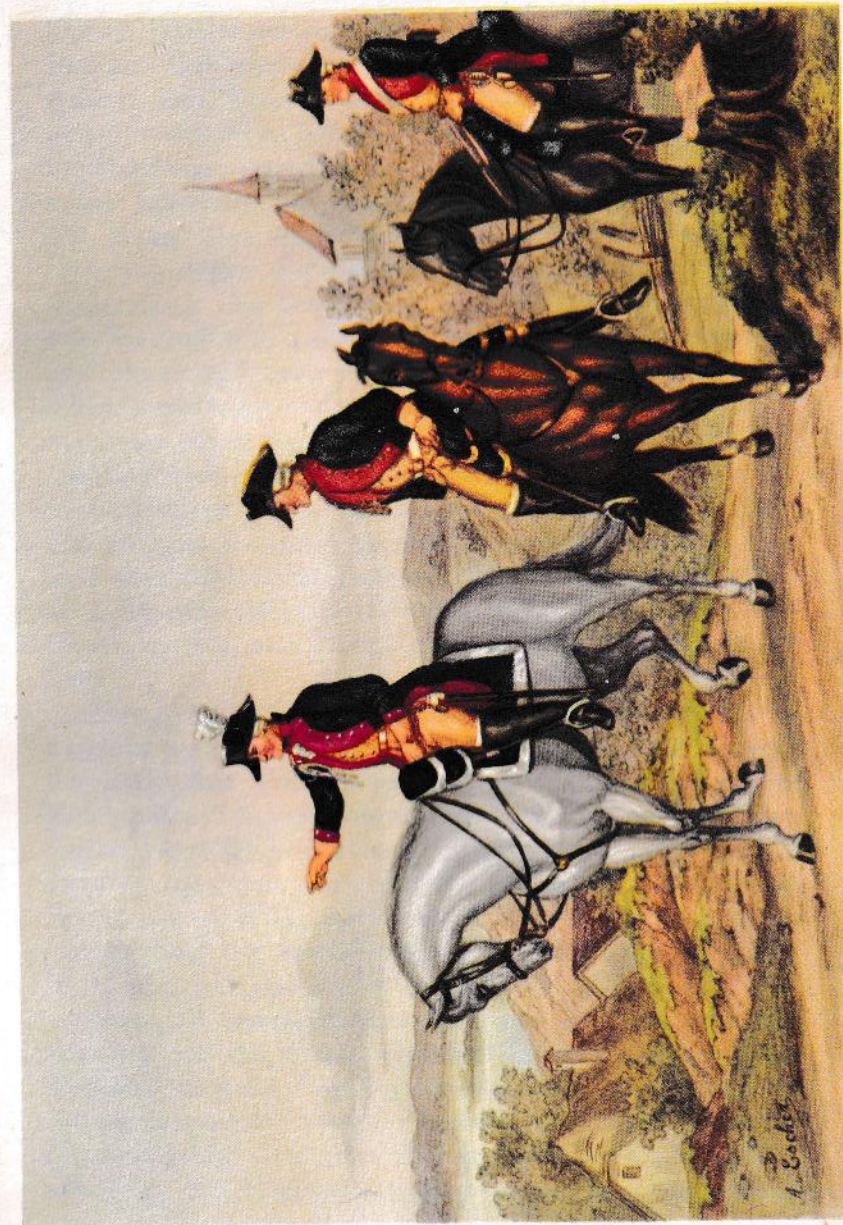
Weniger Erfolg hatten die französischen Armeen in Süddeutschland und Oberitalien. Erzherzog Karl schlug Jourdan am 21. März bei Ostrach und 4 Tage später nochmals bei Stockach, so dass die Franzosen hinter den Rhein zurückwichen. Auch in Oberitalien musste der französische General Scherrer nach seiner Niederlage bei Magliano hinter die Adda zurückgehen.

Damit befand sich Massena in der Schweiz gleichsam auf vorgeschobenem Posten in einer strategisch schwie-

rigen Lage; denn wenn die 3 österreichischen Armeen ihn von allen Seiten anfielen, dann musste er das Land räumen. Erzherzog Karl erkannte richtig die günstige Gelegenheit, den Feldzug siegreich zu Ende zu führen, und stellte unter Sicherung gegen den Rhein 40 000 Mann zum Einmarsch in die Schweiz bereit. Am 10. April sollte derselbe angetreten werden. Er rechnete aber nicht mit dem Hofkriegsrat in Wien und dem allmächtigen Minister Thugut. Dieser betrachtete Oberitalien als Hauptkriegsschauplatz und hielt es für vorteilhaft, auf das Eingreifen der heranmarschierenden Russen zu warten, damit die österreichischen Truppen nicht alles allein durchführen müssten. Daher durfte Erzherzog Karl seine Absicht nicht ausführen, es trat in den Operationen eine wochenlange Pause ein. Die Gelegenheit wurde verpasst, und durch dieses unbegreifliche Verhalten Thuguts der Grund zu der späteren Niederlage der Verbündeten gelegt.

Für unser Land brachte das Einstellen der Operationen neues Elend. Es war klar, dass die Erfolge der Oesterreicher nicht ohne Einfluss auf unsere Bevölkerung blieben, die sich nach der Befreiung von den fremden Truppen sehnte. So kam es in verschiedenen Gebieten unseres Landes zu Aufständen, welche in ihrer Zusammenhanglosigkeit von vorneherein keinen Erfolg haben konnten. Zunächst verstärkte sich der Widerstand in vielen Gemeinden gegen die Aushebung der Jungmannschaft für die helvetischen Hilfsbrigaden zur Verstärkung der Armee Massenas. Während in Glarus, im Gasterland und Seebezirk, in Solothurn, in Basel, im Kanton Baden und im Berner Oberland die Unruhen verhältnismässig bald beigelegt werden konnten, waren die Aufstände in der Inner-schweiz, im Tessin, in Graubünden und im Wallis viel gefährlicher und mussten blutig niedergeschlagen werden.

Das Traurigste war aber, dass die eigene Regierung sich zu drakonischen Massregeln verleiten liess. Sie wandte sich wiederum an das französische Direktorium um Hilfe, verlangte 6000 Mann und zugleich sollte im ganzen Land



A. v. Escher.

Zürcher Milizen um 1800.

Eidg. Militärbibliothek.

der Belagerungszustand erklärt werden. Das brachte natürlich von neuem Hass und Zwietracht in das Volk hinein. Wieder mussten viele Menschen das Leben lassen, Hab und Gut wurden zerstört. Am 5. April vernichtete in Altdorf eine Feuersbrunst 330 Häuser und verursachte einen Schaden von 3 Millionen Gulden. In einem Gefechte bei Reichenau zwischen einigen Tausend schlecht bewaffneten Bündnern und französischen Truppen fielen über 600 Mann. Am schlimmsten erging es dem Oberwallis. Hier unterlagen die « Aufständischen » nach tapferstem Widerstand. Das Land wurde von den Truppen des Generals Xaintraille in aller Form verwüstet. « Diese raubten und plünderten nach Herzenslust und verübten schändliche Greueltaten. » Kranke und wehrlose Greise wurden niedergemetzelt, in den Bezirken Brig und Leuk über 1500 Gebäude verbrannt.

Inzwischen hatte Massena auch den Oberbefehl über die Truppen des nach seinem Misserfolg in Süddeutschland verabschiedeten Generals Jourdan erhalten, so dass seine Streitmacht in der Schweiz bis auf 70 000 Mann verstärkt worden war. Trotzdem verschlimmerte sich seine Lage.

Ende April griff nach langem Zögern Bellegarde den im Engadin weit vorgeschobenen Lecourbe an und drängte ihn nach dem Vorder- und Hinterrheintal zurück. Zugleich hatte sich Suworoff mit den Oesterreichern in Oberitalien vereinigt und seinen Gegner Moreau bis an den Fuss der Seealpen zurückgetrieben. Zur Verbindung mit Bellegarde sandte er zwei österreichische Korps nach dem Tessin. Nach der Erstürmung der Luziensteig durch Hotze Mitte Mai sah sich Lecourbe genötigt, Graubünden aufzugeben. Er sammelte seine Truppen bei Bellinzona und zog sich vor der österreichischen Uebermacht über den Gotthard zurück. Von Wassen aus wollte er diesen dem Gegner wieder entreissen. Massena aber befahl ihm, das Gotthardgebiet zu räumen und in der Gegend von Luzern näher an die Hauptarmee heranzukommen. Inzwischen

hatte nämlich Thugut in Wien eingesehen, dass ein Einmarsch Erzherzog Karls in die Schweiz doch von Vorteil sein konnte, und erteilte den Befehl dazu. Es war Massena klar, dass er dem Gegner nicht in der ausgedehnten Front Basel—Luziensteig entgegentreten konnte. Er wählte demnach als Hauptverteidigungsstellung die nordöstlich Zürich befindlichen Höhen des Zürichberges und des Käferberges, die schon seit Wochen befestigt worden waren. Wenn auch die Stadt unter Umständen als Stützpunkt dienen konnte, so bestand doch ein grosser Nachteil, dass hinter der Stellung die Limmat war, über welche nur zwei Brücken führten.

Es war bei der Kriegserfahrung und der Energie des französischen Heerführers nicht zu erwarten, dass derselbe untätig in dieser Stellung den Gegner herankommen liess. Massena führte die Verteidigung in offensivem Sinne; an einen Angriff auf den Gegner, wenn er im Begriffe war, den Rhein zu überschreiten, war immerhin nicht zu denken, da das Korps Hotze vom Rheintal aus in Flanke und Rücken des Angreifers gelangen konnte. — Als Erzherzog Karl nach Ueberschreiten des Rheins bei Stein und Büsingen am 23. Mai die Gegend zwischen Thur und Rhein erreicht hatte, die Vortruppen südlich der Thur standen und Hotze im Anmarsch von St. Gallen her begriffen war, griff Massena am 25. Mai in drei Gruppen an und warf den Gegner über die Thur zurück. Es kam zu heftigen Kämpfen bei Andelfingen und Frauenfeld. Ein weiteres Vorgehen kam aber für die Franzosen wegen der oben erwähnten Bedrohung der rechten Flanke durch Hotze nicht in Frage. Nach Gefechten bei Oberwinterthur, Pfungen, Dättgau und Brittnau ging Massena hinter die Glatt zurück und hatte so seinen eigentlichen Verteidigungsraum erreicht. In der ersten Schlacht bei Zürich am 4. Juni versuchte Erzherzog Karl in verschiedenen heftigen Angriffen die feindliche Stellung zu durchbrechen. Die Franzosen konnten sich, wenn auch mit Einsetzen der letzten Reserven, halten, aber Massena zog es vor, unter dem Schutze eines

kurzen, von dem österreichischen Feldherrn bewilligten Waffenstillstandes hinter die Limmat zurückzugehen und so Zürich aufzugeben.

Wieder trat in den Operationen eine Pause ein. Das Ergebnis der bisherigen Unternehmungen war für die Verbündeten immerhin in dem Sinne günstig, dass sie die Franzosen in die Verteidigung gedrängt hatten und durch Gewinnung des Gotthard die Verbindung mit Suworoff in Italien hergestellt wurde, aber es war nicht gelungen, den Gegner zum Verlassen der Schweiz zu zwingen.

Um dieses Kriegsziel doch zu erreichen, entwarfen die Verbündeten einen neuen Plan. Erzherzog Karl sollte aus der Schweiz abmarschieren und gegen eine westlich vom Mittelrhein neu gebildete französische Armee vorgehen; in Italien hatten nur die österreichischen Truppen die Unternehmungen fortzusetzen. Die Eroberung der Schweiz wurde den Russen zugemutet, indem das dorthin im Anmarsch befindliche Korps des Generals Korsakoff den Erzherzog ablöste und Suworoff nach der Schweiz marschierte.

Dieser Plan konnte kaum gelingen. Den unfähigen Korsakoff in dem ihm unbekannten Lande einem Massena gegenüberstellen, und die im Gebirgskrieg unerfahrenen, für denselben gar nicht ausgerüsteten Russen Suworoffs ausgerechnet über die Alpen zu senden, war an und für sich eine unüberlegte Massnahme und zeigte, wie wenig Verständnis bei den Herren am grünen Tisch für die Verwendung von Führern und Truppen vorhanden war.

Auf französischer Seite hatte das Direktorium in Paris infolge der Niederlagen in Süddeutschland und Italien neuen Machthabern weichen müssen, welche nach Verstärkung der Armeen durch ein allgemeines Aufgebot auf der ganzen ausgedehnten Front in vier Gruppen die Gegner angreifen lassen wollten. So sollte Massena auf 90 000 Mann verstärkt werden, den Erzherzog über den Rhein zurückwerfen und durch Süddeutschland und Tirol gegen Wien marschieren. Doch die Erwartungen erfüllten

sich nicht, Massena erhielt nur « wenige, schlecht ausgerüstete Kontingente », so dass er sich trotz aller Aufforderungen des Kriegsministers Bernadotte nicht entschliessen konnte, den Angriff zu eröffnen. Da erhielt er die Meldung von dem Eintreffen der Russen unter Korsakoff in Schaffhausen Mitte August. Dies liess ihn richtig vermuten, dass auch Truppen aus Italien nach der Schweiz herangezogen werden sollten. Das musste unter allen Umständen durch die Wiedergewinnung des Gotthard verhindert werden. Zur Lösung dieser Aufgabe eignete sich niemand besser als der tatkräftige, im Gebirgskrieg erfahrene Lecourbe, der das Gebiet genau kannte und ein solches Unternehmen schon vorbereitet hatte. Ueber die Grimsel-Furka, aus dem Gadmental über den Sustenpass, von Engelberg über die Surenen, über Bauen—Isental—Altdorf und von Flüelen aus griff er in fünf Gruppen den Gotthard an und entriss dem Gegner diesen wichtigen Alpenübergang. Scheinangriffe bei Zürich täuschten die Oesterreicher.

Inzwischen hatte Erzherzog Karl nach dem Eintreffen Korsakoffs versucht, bei Döttingen die Aare zu überschreiten, um Massena durch Bedrohung seiner linken Flanke doch zum Aufgeben der Stellung hinter der Limmat zu zwingen und damit den Angriff auf den Gotthard zu beantworten. Das Unternehmen misslang. Ende August verliess der Erzherzog zum grossen Aerger Korsakoffs die Schweiz, während Hotze bis zur Ankunft Suworoffs zurückbleiben sollte. Dieser hatte seinen Vormarsch nach dem Gotthard nur « zögernd und widerwillig » angetreten. Das ist zu verstehen; denn als kriegserfahrener Feldherr sah er die bevorstehenden Schwierigkeiten voraus für eine gemeinsame Aktion mit Korsakoff. Nach harten Kämpfen mit dem im Gebirge gewandten und beweglichen Gegner gelang der Uebergang über den Gotthard. Bekannt sind die Kämpfe um die Passhöhe und bei der Teufelsbrücke. Am 26. September in Altdorf eingetroffen, entschloss er sich, über den Kinzigpass nach dem Muota-

tal zu marschieren, trotzdem ein von den Franzosen mehrmals benützter Weg über den Axenberg nach Brunnen führte.

Die Darstellung, nach welcher Suworoff geglaubt habe, dass von Flüelen nach Brunnen eine Strasse führe und von den Oesterreichern nicht über die Verhältnisse aufgeklärt worden sei, kann den Tatsachen nicht entsprechen. Nach einem zweitägigen Marsche im Muotatal eingetroffen, erhielt er die Meldung von der Niederlage Korsakoffs bei Zürich. Darauf überschritten die Russen den Pragelpass nach dem Linthtal. Auch hier traf er auf die Franzosen, statt auf die erwarteten Oesterreicher. Er überschritt den Panixerpass und gelangte nach Chur. Von den 20 000 Mann, mit denen er Italien verlassen hatte, war nur noch die Hälfte kampffähig.

Es bleibt die Erwähnung der zweiten Schlacht bei Zürich am 25./26. September 1799. Dieselbe war das Ergebnis sorgfältiger Vorbereitungen, besonders des entscheidenden Ueberganges über die Limmat bei Dietikon, und der überlegenen Führung Massenass gegenüber dem hilflosen Korsakoff. Die Folge war der Rückzug der Russen über den Rhein. Die Franzosen blieben die Herren der Schweiz.

Weite Gebiete der Nord- und Ostschweiz hatten die Kämpfe fremder Heere mit all den traurigen Folgen zum Teil in der schärfsten Form über sich ergehen lassen müssen. Man kann sich denken, was das für die Bevölkerung zu bedeuten hatte. Rücksichtslose Vernichtung von Hab und Gut, Verwüstung von Feld und Wald (das Jahr 1799 war zudem ein Fehljahr), Brutalitäten rohester Art, Schaden an Leib und Leben, drohende Hungersnot, allgemeine Verarmung und Verzweiflung hat unser Land und Volk erdulden müssen. Besonders gross war das Elend in den schon vorher heimgesuchten Gegenden in Unterwalden und im Oberwallis. Erschütternd lauten die Berichte von dem, was die Bewohner der Alpentäler leiden

mussten, welche von den fremden Truppen im Verlaufe der Kriegshandlungen mehrfach durchzogen wurden.

Die Regierung musste eingreifen. Im Oktober 1799 sagte Escher im helvetischen Grossen Rat: « Durch die schrecklichen Folgen des Krieges ist beinahe die Hälfte unseres Vaterlandes so verwüstet, dass ohne regelmässige Unterstützung der betroffenen Einwohner ein Teil derselben in dem bevorstehenden Winter zugrunde gehen muss. Die erste Sorge der Regierung muss sein, diese Unterstützung zu leisten. » Ihre Mittel waren aber naturgemäss sehr beschränkt und ohne Hilfe derjenigen, die weniger gelitten hatten und mit wirklicher Hingabe das, was ihnen noch geblieben war, mit den Notleidenden teilten, hätte unser Land die Katastrophe kaum überstanden.

Fremde Heere in der Schweiz!

Schweizer Wehrmann und Schweizervolk, sollen solche Zeiten wiederkommen?

II. KAPITEL

Neuordnung des Wehrwesens